

DER ROTHENER HOF | Ein Verein in Mecklenburg- Vorpommern

Richard Scherer

Zusammenfassung | In 15-jähriger ehrenamtlicher Arbeit schufen die Mitglieder des Vereins Rothener Hof einen Raum, in dem Eingesessene und neu Hinzugekommene mit den unterschiedlichsten Hintergründen und Bedürfnissen aufeinandertreffen, um nach den historischen Brüchen der letzten Jahrzehnte zarte Pflänzchen einer Mut machenden Öffentlichkeit keimen zu lassen. Selbst Akteur in diesem besonderen Mikrokosmos ländlicher Sozialer Kulturarbeit, macht sich der Autor auf die Suche nach den Bedingungen, die zu ihrem Gelingen beitrug. Die Analyse führt zum Plädoyer für entschleunigte und ganzheitliche Konzepte Sozialer Kulturarbeit in prekarierten Sozialräumen.

Abstract | In fifteen years of voluntary work, the members of the German association "Rothener Hof" created a place where longtime residents can meet with newcomers in order to create, after the disruptions of the last decades, an encouraging realm for public life. Being himself a participant in this particular cultural field of rural social work, the author is looking for the conditions which led to its success. The analysis concludes with a plea for decelerated and integrated methods of cultural social work in precarious social environments.

Schlüsselwörter ▶ Landbevölkerung
▶ Mecklenburg-Vorpommern ▶ Ehrenamt
▶ Kultur ▶ Sozialraum ▶ Kulturarbeit

Historische und geographische Prägung |

Rothen ist ein kleines Dorf rund 50 km östlich von Schwerin im mittleren Mecklenburg. Zu touristischen Zwecken wurde die Gegend mit dem Etikett „Sternberger Seenlandschaft“ versehen. Historisch wurde die Region vom Großgrundbesitz geprägt, mit einer kleinen Gruppe von Besitzenden auf der einen und der Landarbeiterschaft auf der anderen Seite. Bauernwirtschaften gab es kaum. Diese aus dem Feudalismus mecklenburgischer Prägung stammende Struktur bestand bis 1945. Seit 1990 entwickelt sie sich in der

Form der Konzentration von Agrarflächen neu und wird von der Wiederbelebung feudaler Elemente begleitet. Auch in Rothen ist die feudale Raumaufteilung immer noch gut zu erkennen: hier das Gut mit Wirtschaftsgebäuden, Gärten und Park, da die Katen der Landarbeiter. Dem Verein dient der ehemalige Kuhstall des Gutes als Arbeitsgebäude, der zu DDR-Zeiten erst von den Neubauern – das Gut wurde in der Bodenreform 1945/46 aufgesiedelt – und dann von der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) genutzt wurde.

Die Anfangsphase | Der Verein Rothener Hof e.V. wurde 2001 gegründet und hat, wenn man die Phase der Vorüberlegungen seit 1998 hinzurechnet, eine 15-jährige Geschichte. Er wurde als eine Reaktion auf die Situation der 1990er-Jahre gegründet, die sich in Stichpunkten so beschreiben lässt:

▲ Mit Ausnahme des primären Sektors, also der Landwirtschaft, brach zu Beginn der 1990er-Jahre die gesamte ökonomische Struktur zusammen. Keiner der zuvor arbeitenden Betriebe überstand die Jahre 1990-1995. Gelegentlich sind die zu Ruinen gewordenen Gebäude noch zu sehen, andere wurden abgebrochen. Die Folge davon war ein umfänglicher Verlust an Arbeitsplätzen und an Qualifikation. Auch das Bildungsniveau sank erheblich.

▲ Die Schwierigkeiten der beruflichen Existenzsicherung führten zu einer massiven Abwanderung. Aus der Gemeinde Borkow, zu der Rothen gehört, wanderte zwischen 1990 und 2004 rund die Hälfte der Bevölkerung ab. In anderen Gemeinden verhält es sich ähnlich. Es gingen und gehen vor allem die Jungen und diejenigen, die aufgrund ihrer Qualifikation anderswo bessere Angebote erhalten. Dazu kommt, dass die ländlichen Räume in Mecklenburg-Vorpommern vor allem seit der Jahrtausendwende Niedriglohgebiete mit einem hohen Anteil sogenannter prekärer Beschäftigung sind, die mit Löhnen zwischen vier und sieben Euro pro Stunde vergütet wird. Eine kleinere Gruppe sind jene, die sich als Leiharbeiter verdingten. Sie sind unter der Woche arbeitend irgendwo unterwegs und verbringen nur noch die Wochenenden zu Hause. Das schränkt ihre Möglichkeit einer Beteiligung am sozialen und kulturellen Leben stark ein. Rund 90 Prozent derjenigen, die Arbeit haben, pendeln. Das ist mit einem täglichen Zeitaufwand von 30 Minuten bis zu drei Stunden verbunden.

▲ In reizvollen Landschaften ist die Abwanderung weniger stark sichtbar. Schön gelegene Häuser lassen

sich meist gut verkaufen und werden entweder als Wochenendhäuser oder als Altersitze genutzt. In manchen Dörfern stellen die neuen Bewohner und Bewohnerinnen inzwischen die Mehrheit. Weniger anmutige Dörfer haben es schwerer, in ihnen bleiben die Häuser leer.

▲ Die Abwanderung hat das Gespräch innerhalb des Dorfes schwieriger gemacht, sie bindet viele Energien, weil man erst einmal mit ihr zurechtkommen und die räumliche Distanz auch seelisch und familiär organisieren muss. Sie hat die sozialen Räume ausgedünnt und damit die Fähigkeiten in den Dörfern geschwächt, neue Mitglieder aufzunehmen. Auch fehlen die Einrichtungen, durch die Zugezogene in die Gemeinde integriert werden könnten: Arbeitsplätze, Kindergarten, Schule, Konsum etc. und mit ihnen die Orte, an denen Einheimische und Zugezogene einander begegnen können.

▲ Viele Orte des sozialen und kulturellen Lebens wurden nach 1990 geschlossen. Ersatz gab es in den allermeisten Fällen nicht. Die Einrichtungen, die es noch gibt, also Vereine, die Feuerwehr, Kirchengemeinden und Bürgerinitiativen, sind angesichts ihrer Aufgaben manchmal an der Grenze der Überforderung. Die Arbeit von Kulturhäusern, des Kulturbundes, der Kommunen und der LPG zu DDR-Zeiten lassen sich aus guten Gründen kritisieren, aber man hätte die Frage klären müssen, wer nach ihrer Abschaffung ihre Funktionen übernimmt.

▲ Die Gemeinden in ländlichen Regionen waren und sind chronisch unterfinanziert und kaum in der Lage, Initiativen oder Vereine zu unterstützen oder das soziale und kulturelle Leben selbst zu gestalten.

▲ Es gab einen massiven und bis heute andauernden Rückzug „hinter den eigenen Gartenzaun“. Ein gleichsam defensives Verhältnis zur Welt breitete sich aus. Dieses Verhältnis besteht in der Schwierigkeit, den Gartenzaun zu übersteigen, und der Klage über den Verlust der Welt jenseits dieses Zauns, also das Leiden daran. Die Welt hinter dem Zaun, vielleicht lässt sich die Dopplung in Rückzug und Klage so interpretieren, verbirgt die Türen, durch die man in sie gehen könnte. Ein nicht betretbarer Raum aber existiert nicht.

▲ In der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre bildete sich innerhalb der verbliebenen Produktionsmöglichkeiten, also der Landwirtschaft, eine oligarchische Struktur, die die Gegend ökonomisch wie kommunalpolitisch inzwischen vielfach dominiert. Die anderen Teile der neuen Oberschicht sind die Waldbesitzer,

die exklusiven Jagdgesellschaften sowie seit den 2000er-Jahren die Eigentümer von Biogas- oder Windkraftanlagen.¹

Um diese wesentlichen Stichworte der Entwicklung seit den 1990er-Jahren in einem subjektiven Eindruck zusammenzufassen: Es herrscht eine sich ausbreitende Leere. Die Vereinsgründung könnte man, nur leicht übertreibend, als einen Akt der Notwehr bezeichnen: Wir wollten ja weiterhin in dieser Gegend leben.

Der Rothener Hof e.V. | Das Dorf Rothen hat 15 Häuser und etwa 50 Einwohner. In ihm liegen das Gutshaus, das eigene Ausstellungen und Konzerte anbietet, sowie die Rothener Mühle, die als Galerie während des Sommerhalbjahres die Werke von Künstlerinnen und Künstler sowie Kunsthandwerkerinnen und -handwerker aus der weiteren Region zeigt. Dazu kommt der Pferdestall, der wichtig ist, weil er ein kleiner Treffpunkt für die Kinder und Jugendlichen in der Gegend ist und weil durch das therapeutische Reiten immer wieder behinderte Menschen nach Rothen kommen. Und schließlich sind da noch der „Dorfzauberer“ und die Dorfbemme. Es gibt einen Grundkonsens der Zusammenarbeit zwischen allen Beteiligten, der von der Terminplanung für das Jahr bis zum gemeinsamen Flyer mit dem Überblick über die Veranstaltungen reicht.

Das Gebäude des Vereins ist der ehemalige Kuhstall des Gutes aus den 1920er-Jahren, der aufgrund einiger Besonderheiten der Konstruktion des Dachstuhls unter Denkmalschutz steht. Zu DDR-Zeiten gehörte er der LPG und war Arbeitsplatz für etwa ein Viertel der Dorfbewohner und Dorfbewohnerinnen. Nach der sogenannten Wende wurde er als Produktionsstätte aufgegeben, seine Einrichtungen wurden demontiert und er verfiel allmählich. 1998/99 wurde der Stall von einer Gesellschaft zur Schaffung von Arbeitsmaßnahmen (ABM) zum damals üblichen

¹ In den Jahren 2003/2004 untersuchten wir im Rahmen der Lokalen Agenda die Gemeinde Borkow, zu der Rothen gehört, soziologisch. Die voranstehende Beschreibung stützt sich auf die Ergebnisse dieser Untersuchung. Ihr Kern waren 28 zwei- bis dreistündige Interviews (das entspricht 5 Prozent der Bevölkerung). Die Untersuchung ist auf der Webseite des Vereins www.rothenerhof.de zugänglich. Dort finden sich auch Auszüge aus den Interviews, die die konkrete Realität deutlicher beschreiben, als einige Stichpunkte hinter Spiegelstrichen es vermögen.

symbolischen Preis von einer Mark übernommen und es wurden zeitweise bis zu 20 ABM-Kräfte im und um das Gebäude beschäftigt. Geliebt ist aus dieser Zeit der große Kräutergarten mit Heil- und Küchenkräutern, der bis heute ein wichtiger Bestandteil des Gesamtkonzeptes ist, denn er bildet einen Gegenpol zum Trubel der Veranstaltungen. 2001 schließlich kaufte der Verein das Gebäude. Zu ihm gehört ein größeres Grundstück, auf dem sich inzwischen neben dem Kräutergarten ein Fußballplatz und eine Wiese mit Gänsen, Hühnern, Tauben, Enten, Perlhühnern und Fasanen befinden.

Transparenz und Partizipation | Der Kuhstall war für uns interessant, weil er mit seinen zirka 1 200 qm Nutzfläche die Möglichkeit bot, die drei Bereiche Kunst (als Ausstellung oder Atelier), Gewerbe (inzwischen zwei Werkstätten und die Gaststätte) und Soziales (als Kurse, als politische Diskussionsveranstaltungen, als Feste etc.) in einem Gebäude zu verbinden. Das Produkt dieser Integration ist der Rotherer Hof. Mit dem Einzug begann eine bis heute andauernde Bauphase, die durch Eigenarbeit und Spenden finanziert wird. Lediglich für das Dach erhielt der Verein Fördermittel aus dem Dorferneuerungsprogramm.

Die Langsamkeit entspricht der inneren Entwicklung des Vereins. Der Bau wird immer wieder den Veränderungen angepasst: an neue Ideen, Projekte und Gäste, die zeitweise im Gebäude arbeiten. Erst allmählich bildeten sich die Fixpunkte, also die Werkstätten und der große Heuboden als Veranstaltungsraum. Die wichtigste Verlagerung war die der Vorderseite. Ursprünglich sollte ein an der inzwischen zur Rückseite gewordenen Längsfront liegender Platz zum Zentrum werden. Im Lauf der Zeit hat sich das Gebäude gleichsam einmal um seine Achse gedreht und bildet mit seiner neuen Vorderseite, unterstützt durch die Anpflanzung einer kleinen Allee, einen Dorfplatz. Das Haus ist den anderen Häusern zugewandt und damit zugänglicher (was Vorder- und was Rückseite ist, ist im Sozialräumlichen aushandelbar). Für die Bauplanung ist dies ein ausgesprochen anstrengendes Verfahren und auch die Handwerker fragten gelegentlich: „Hättet Ihr Euch das nicht früher überlegen können?“

Der zweite Vorteil, der sich bei diesem Vorgehen ergab, ist dieser: Alle Baumaßnahmen waren entweder, wie beim Dach, offen sichtbar, oder sie waren

zugänglich. Wer wollte, konnte ins Gebäude und sich anschauen, was da gerade gemacht wird. Die Pläne hängen offen aus und werden vielfach studiert. Man kann Auskunft bekommen. Das gilt auch für die Finanzierung der Baumaßnahmen. Bei der Erneuerung von Dach und Dachstuhl über dem Anbau hing beispielsweise in der Gaststätte eine Liste mit der Angabe, wie viele Spenden wir noch benötigten. Wer wollte, konnte sich eintragen, wer nicht, ließ es sein. Die Liste, etwa einen Quadratmeter groß, gab Anlass für viele Gespräche.

Die flächendeckende Privatisierung nach 1990 bedeutet im lebensgeschichtlichen Kontext vieler Menschen die Enteignung, das Verschwinden der Orte, an denen sie sich bis dahin ganz selbstverständlich und meist aus beruflichen Gründen aufgehalten hatten. Auch eine Umnutzung, wie die durch den Verein, wurde zunächst als Enteignung, als Unzugänglichwerdung erlebt, die durch bloßes Besitzen begründet wurde. Viele Konflikte zwischen Erwerbern und Alteingesessenen, die in der Folge mit einem Ost-West-Gegensatz begründet werden, gehen darauf zurück, dass manche Neuankommende nicht begreifen oder kein Interesse daran haben, dass das Gutshaus, das Seegrundstück, der schön gelegene Hof oder die Stadtvilla, die sie erworben haben, für andere Menschen lebensgeschichtlich intensive Orte darstellen. Der biographische Bezug lässt sich durch käuflichen Erwerb nicht tilgen. Ohne eine wie immer relative Zugänglichkeit sind die lebensgeschichtlich bedeutsamen Orte wie aus der Landschaft geschnitten, häufig sichtbar gemacht durch hohe Zäune und Hecken. Daher rührt das Gefühl der Fremdheit, des Fremdgewordenseins in der eigenen Landschaft, das einem häufig begegnet. In der Wucherung des Privaten, des Beschränkten, schwindet der zugängliche Raum, also das Öffentliche.

Manchmal stehen Gäste einer Veranstaltung oder Besucherinnen und Besucher im Vereinsgebäude, schauen sich verwundert, berührt und nachdenklich um und sagen: „Hier hab' ich mal gearbeitet“, „Hier war ich damals öfter“ oder „Hier war meine Mutter in der Milchküche“. Das allmähliche Finden der Gestalt des Hauses und die Offenheit der Planung trugen ganz wesentlich dazu bei, das Gefühl des Unzugänglichwerdens zumindest einzudämmen. Sie erleichterten dem Verein umgekehrt den Zugang „hinter die Gartenzäune“.

Der Faktor Zeit | Dieser Prozess des Anarbeitens gegen das Unzugänglichwerden braucht sehr viel Zeit und ein nicht unwesentlicher Teil der Arbeit im ersten Jahrzehnt des Vereins war ihm gewidmet. Inzwischen lassen sich Fortschritte beobachten, zum Beispiel daran, dass längst nicht mehr so viele dumme, manchmal auch beleidigende Gerüchte über den Verein im Umlauf sind wie zu Beginn, oder daran, dass bei bestimmten Veranstaltungen wie dem Markttag oder bei den politischen Diskussionen das Publikum sehr gemischt ist, also auch jene kommen, die bei einer Kunstausstellung (immer noch) sagen: „Lass mal, das ist nichts für uns.“ Das führt zu zwei weiteren Überlegungen. Zum einen zur Frage nach dem Verhältnis zu den in der Region lebenden Menschen und zum anderen zu der des Zeit-Habens, also danach, in welchen Fristen und mit welchem Tempo Projekte, Ideen und Baumaßnahmen beziehungsweise der Verein selbst entwickelt werden müssen.

Keine der Projektideen aus der Anfangszeit des Vereins blieb unverändert, keine ließ sich in den geplanten oder geträumten Fristen realisieren. Alle, sofern wir sie nicht verwarfen, verbesserten sich im Laufe der Jahre, wurden gleichsam griffiger. Verworfen wurde zum Beispiel die Idee, der Verein könnte ein Ort der Bildung sein. Die Erfahrung lehrte uns, dass dies zu nicht unwesentlichen Teilen Akquisition von Aufträgen auf dem Bildungsmarkt bedeutet. Dazu fehlten uns die Zeit, die organisatorischen Voraussetzungen und die Lust. Nun könnte man sagen „Hättet ihr eben besser planen müssen“, aber dieses Argument blendet nicht nur aus, sondern ignoriert geradezu, dass eine der Existenzbedingungen eines Vereins wie dem unseren die Lernfähigkeit ist. Zu deren Voraussetzungen gehört ein einheitlicher Prozess, an dem die Arbeitsteilung ihre Grenze hat, Zeit, die vorhanden sein muss, damit Lernen überhaupt möglich ist. Lernen verbraucht ja Zeit. Ganz subjektiv haben wir nicht das Gefühl, getrödeln zu haben. Es gibt Arbeitsgruppen zu einzelnen Ideen, Projekten und Veranstaltungen, aber keine Spezialisierung auf bestimmte Arbeitsbereiche, ausgenommen die Bauplanung und die Buchhaltung, denn hier werden Spezialkenntnisse vorausgesetzt.

Das wesentliche Mittel, den Lernprozess als kollektiven zu erhalten, ist der Vereinsstammtisch, der monatlich mit durchschnittlich 15 bis 20 Personen stattfindet. Er ist grundsätzlich offen für alle, auch

für Nichtmitglieder, und mit einem Essen verbunden. Der Stammtisch entwickelte sich nach seiner Gründung rasch zum Arbeits- und Entscheidungsgremium zwischen den Mitgliederversammlungen. Er nutzt die afrikanische Diskursteknik des Palavers und ist darauf angelegt, Ideen, Projekte und Probleme so lange inhaltlich und emotional zu bereden (und notfalls zu vertagen), bis möglichst alle die Entscheidungen mittragen können. Ich kann mich nicht erinnern, dass eine Diskussion beim Stammtisch mit einer Niederlage für irgendwen geendet hätte. Das ist vermutlich das Entscheidende. Der Vereinsvorstand zieht aus diesem Verfahren den Vorteil, Entscheidungen nicht nachträglich begründen zu müssen, sondern beauftragt worden zu sein. Dasselbe gilt für diejenigen, die vom Stammtisch Arbeitsaufträge übernehmen.

Zu den Konsequenzen des Zeit-Habens gehört, dass der Verein keine angestellten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen hat. Deren Finanzierung wäre nur möglich, wenn Arbeitsvolumina in festgesetzten Fristen erledigt würden. Zu den Konsequenzen gehört auch, dass der Verein für Förderprogramme und Stiftungen – Einzelveranstaltungen ausgenommen – nicht handhabbar ist, weil deren Ablaufroutinen und Zeitpläne eng getaktet sind. In diesen Terminierungen aber verschwände für einen Verein wie den Rothener Hof, der sich in seiner eigenen gesellschaftlichen Realität befindet, die Möglichkeit, die Arbeit in dieser Realität zu erlernen. Die durch den besonderen Umgang mit der Zeit eingeschränkten Finanzierungsmöglichkeiten verlängern die Mühen und erfordern Geduld. Der Gewinn aus dem Verzicht auf Förderung besteht im Zeit-Haben und in der Unabhängigkeit des eigenen Handelns.

Die Stellung des Vereins im Sozialgefüge |

Der Verein muss, in welcher Weise und in welchem Maße auch immer, die Bedürfnisse der Menschen in der Region abbilden. Zugegeben ein gewagter Anspruch, der aber nicht bedeutet, dass man alles mitmacht. An TV-Unterhaltungsformate angelehnte Dorffeste, als Vergnügungszentren getarnte Vermarktungsstrategien und Spaßbäder gibt es bereits in ausreichender Zahl. Die Bedürfnisse der Menschen abzubilden bedeutet auch nicht, Konflikten aus dem Wege zu gehen. Das heißt im Wesentlichen, nicht zur oligarchischen Struktur zu gehören und sich deutlich der neofaschistischen Entwicklung zu widersetzen. Um den formulierten Anspruch ein wenig einzuschrän-

ken, lässt sich zum einen anführen, dass die Bedürfnisse, wie sie hier verstanden werden, nicht invariant, sondern anthropologisch oder durch soziale Positionen definiert sind, und zum andern, dass zu den Menschen in der Region auch die Vereinsmitglieder gehören.

Bedürfnisse als nicht invariant zu verstehen, hat zur Folge, sie einem Kommunikationsprozess auszusetzen, in dem sie verhandelbar und damit veränderbar werden. Es gibt keinen Punkt des Wissens, der die Bedürfnisse anderer strukturieren könnte. Darum hat sich der Verein immer auch als Plattform verstanden, die für andere nutzbar ist. Wer einen Raum braucht, kann ihn bekommen. Das hängt von der Verfügbarkeit des Raums und der inhaltlichen Ausrichtung des Abends oder des Wochenendes ab. Kommerzielle Veranstaltungen kommen ebenso wenig infrage wie rechte, aber das versteht sich von selbst. Wer eine Idee hat, kann versuchen, sie innerhalb des Vereins zu realisieren. Ob dafür nur das Gebäude genutzt oder eine inhaltliche Zusammenarbeit angestrebt wird, hängt vom Einzelfall ab. So fand auch eine Dorfversammlung zum Thema der Aufstellung

neuer Laternen im Vereinsgebäude statt. Diese Plattform wurde im Laufe der Jahre immer wieder von Einzelnen genutzt, und in vielen Fällen hat sich daraus eine bleibende Verbindung ergeben. Es gibt auch die Suchenden: die nach Arbeit, da haben wir keine Möglichkeiten; die nach Betätigung (irgendwo etwas tun, und sei es eine Kleinigkeit, durch die man selbst wieder ein wenig sichtbar wird); und die nach Gesprächen. Dass diese Suchenden trotz unserer geringen Möglichkeiten zum Verein kommen, nehme ich inzwischen als ein Kompliment.

Kommunikationswege | Was bedeutet Offenheit, bezogen auf die Entwicklung von Bedürfnissen, unter den Bedingungen des Rothener Hofs? Noch einmal zu den äußeren Gegebenheiten des Vereins: Er hat ein Einzugsgebiet von 30 bis 40 Kilometern, in dem etwa 15 000 bis 20 000 Menschen leben. Dazu kommen zu den Vereinsveranstaltungen Gäste aus Schwerin, Wismar und Rostock. Im engeren Umkreis von 10 Kilometern leben 5 000 bis 6 000 Menschen. Eine der Schwierigkeiten in dieser dünn besiedelten Gegend ist die Informationsübermittlung von Vorhaben und Veranstaltungen an Interessierte. Die

Musik kreativ:



Perspektiven & Impulse für sozialpädagogische Arbeitsfelder

**Neukonzeption:
Musikprojekte & Musikworkshops**
in der sozial(pädagogisch)en Arbeit
mit Kindern und Jugendlichen

Zweiphasige berufsbegleitende Fortbildung
24. bis 28. November 2014
& 27. April bis 01. Mai 2015
Dozenten: Prof. Dr. Burkhard Hill,
Tobias Rotsch, Michel Widmer u.a.

Kreative Projekte & (Unterrichts-)Ideen
Eine multidimensionale Erfahrungs- und
Erlebniswerkstatt mit Musik – Sprache –
Darstellung – Gestaltung

Seminar
21. bis 23. November 2014
Dozent: Jörg Partzsch

Klang- & Rhythmusspiele

Kreative Musikpraxis mit Trommeln und Percussion, Schlagwerk und Selbstbauinstrumenten, Boomwhacker, Bodypercussion und allerlei klingendem Material

Seminar
05. bis 09. Mai 2014
Dozent: Michel Widmer

Bundesakademie
für musikalische Jugendbildung
Trossingen

Hugo-Herrmann-Straße 22, 78647 Trossingen
Telefon: +49 (74 25) 94 93-0, Fax: +49 (74 25) 94 93-12
E-Mail: info@bundesakademie-trossingen.de
www.bundesakademie-trossingen.de

wenigsten haben das Regionalblatt abonniert. Flyer und Plakate besitzen in der allgemeinen Flut von Werbemaßnahmen nur eine begrenzte Wirkung. Es gibt als drittes Mittel die Internetseite des Vereins und verschiedene E-Mail-Verteiler. Das vierte Mittel sind die kalendrischen Eckpunkte: die große Ausstellung zu Pfingsten (gemeinsam mit der Rothener Mühle und dem Gutshaus Rothen) im Rahmen der Aktion „Kunst offen“ und der Markttag am 3. Oktober. Beide Veranstaltungen sind durch langjähriges Bestehen so etabliert, dass jeder von ihnen weiß. Als fünftes Informationsmedium erscheint einmal jährlich der „Hofkurier“, der versucht, die Situation zu bilanzieren. Und das sechste, am schwierigsten zu quantifizierende Mittel ist das Weitersagen, das Sich-Verabreden in Rothen zu diesem oder jenem, das Sich-Herumsprechen. Eine Kunstausstellung, um ein Beispiel zu nennen, trägt zur Verbesserung von Einsicht, zum Genuss und zur Verbesserung des Gemeinwesens (und damit zur Erweiterung der Bedürfnisse danach) bei. Das Beispiel lässt sich auf Theaterstücke, Konzerte und Lesungen übertragen.

Damit ist nicht eine Pädagogisierung der Kunst gemeint, sondern die Bindung beispielsweise einer Ausstellung an den Verein als konkreten Ort aus Gebäude und Arbeit (Idee, Projekt, Traum, Gespräch ...). Ein Ort, an dem punktuell verbunden und integriert wird, was gewöhnlich und besonders in sozial und kulturell ausgedünnten, leeren Gegenden wie der unseren als Separiertes und Privates erscheint. Durch die Einheit des Ortes sind tendenziell alle anderen Arbeiten im Verein vorhanden. Auf die Kommunikation bezogen: Jede Veranstaltung ist eine Kommunikationsfläche zwischen Besucherinnen und Besuchern sowie dem Verein, die seine Mitglieder und Repräsentanten nur auf der Basis der Geschichte und der Arbeit des Vereins betreten können, also auch aller anderen bisherigen und zukünftigen Projekte und Vorhaben.

Anders formuliert: Wir tun so, als ob zum Beispiel der Unterschied zwischen einer Kunstausstellung und einem Markttag nicht bis zum Gegensatz einer einander ausschließenden Konkurrenz zum Zwecke der Profilierung, der Dominanz und der Distinktion zugespitzt werden könnte. Dann wäre für manche eine Installation eine zwar nicht mehr ganz neue, aber doch angemessen künstlerische Form, und für manch andere ein Installateur jemand, der einen soliden Beruf

hat. Wir tun so, als ob zu einer Veranstaltung, einem Kurs, einer Diskussion alle kommen würden, falls sie Zeit haben. Wir tun so, als ob am Markttag das Schwein am Spieß mit Sauerkraut und die biologisch erzeugten und verarbeiteten Antipasti nicht verschiedene soziale Gruppen repräsentierten, die für gewöhnlich in verschiedenen Welten zu Hause sind. Was ich hier „als ob“ genannt habe, hat mit Optimismus nichts zu tun. Vielmehr ist es die Unterstellung einer Öffentlichkeit, die nach den gesellschaftlichen Entwicklungen der vergangenen zwei Jahrzehnte bestenfalls rudimentär existiert. Nach dem ersten „Podium“, einer Woche mit Filmen und Diskussionen zu verschiedenen Themen (Arbeit, Armut, Neofaschismus, Zukunft), sagten manche, es sei das erste Mal seit den Jahren 1989/90 gewesen, dass sie sich öffentlich, also nicht nur im Familien- oder Freundeskreis, politisch geäußert hätten.

Ohne diese unterstellte Öffentlichkeit lassen sich aber kulturelle und gesellschaftliche Bedürfnisse nur schwer artikulieren und bearbeiten. Die Unterstellung, die im „als ob“ enthalten ist, ist fruchtbar, sofern man eine Möglichkeit findet, die Grenze sichtbar zu machen, an der es arbiträr, das heißt abstrakt wird. Um die Grenze zu bezeichnen, muss der Raum, in dem das „als ob“ stattfindet, zugleich neutral und definiert sein. Neutral im Sinne von zugänglich und definiert durch das in einem sozialen ebenso wie inhaltlichen Rahmen Erwartbare. Beides muss der Verein leisten: das eine, indem er den Raum stellt, den zugänglichen Ort bildet, das andere durch seine Geschichte. Das „als ob“ macht, wenn es funktioniert, Bedürfnisse darstellbar. Als entäußerte sind sie bearbeitbar in einem kollektiven Prozess.

Man kann das Schwein am Spieß entdecken und feststellen: gut gemacht, ist es schmackhaft. Man kann an den Antipasti entdecken, dass das Mediterrane in mancher Hinsicht eigentlich zutiefst bäuerlich ist und sich zwar in seinen Geschmäckern, kaum aber in der Haltung vom Ideal eines Landlebens unterscheidet, von dem auch im Mecklenburgischen vielfach geträumt wird. Es geht um die Möglichkeit dazu. Am Markttag lassen sich diese Bewegungen am besten verdeutlichen.

Der Markt | Den Markttag gibt es seit 2005. Die Anregung dazu stammt aus der „Lokalen Agenda“ und hieß, für regionale Erzeuger einen Ort zu schaf-

fen, an dem sie ihre Produkte präsentieren können. Wir wussten, dass es in unserer Gegend Menschen gibt, die die verschiedensten Dinge herstellen, sei es, um der Arbeitslosigkeit zu entgehen, sei es, um das Familieneinkommen aufzubessern, sei es um selbstständig zu arbeiten oder aus vielfachen anderen Gründen. Für sie war der Markttag gedacht. Von Beginn an gab es zwei grundsätzliche Regeln: Zum einen, dass es ein Markt für Hersteller aus der Region ist, kein Ort für den Vertrieb von Waren aus industrieller Fertigung, und zum anderen, dass die Standgebühr sich am Umsatz orientiert. Vom Verein verantwortet wird die bloße Möglichkeit, er setzt keinen Maßstab, was Geschmack, Kunst, Handwerk und Genuss ist oder als solches zu gelten hat. Der Markttag hat kein Profil, keine Zielgruppe und außer der Kostendeckung kein ökonomisches Interesse; unter Marketinggesichtspunkten ist er also unprofessionell.

Zum Markttag gehören ziemlich viele Bänke und Tische. Alte Bekannte und neue Gesichter haben zumindest eines gemeinsam: die Region, in der sie leben. Unter der Bedingung von Abwanderung und Zuzug in größerem Umfang ist das nicht wenig. Dass sich das Interesse am Markttag nicht vermindert, sondern von Jahr zu Jahr eher wächst, ist ein Hinweis darauf, dass auch die Differenz zu den Bedürfnissen gehört und die durch den Markttag sichtbar werdende Verschiedenheit derer, die hier leben, auf eine vermutlich ziemlich vertrackte Weise zum Gefühl des Heimisch-Seins beiträgt. Ein unspezifisches Gefühl, aus dem sich verschiedene Möglichkeiten ergeben. Die Müdigkeit am Ende eines Markttagess enthält all dieses.

Verbundenheit | Der Verein hat inzwischen rund 60 Mitglieder. Manche sind hier geboren, manche vor fünf oder 25 Jahren hierher gezogen (diese beiden Gruppen machen zusammen etwa zwei Drittel aus), manche leben in den großen Städten. Die Herkunft hat nie eine Rolle gespielt, jedenfalls soweit ich es beobachtet habe. Stützen konnte sich der Verein immer auf das Interesse und die Kompetenz, auch die berufliche, seiner Mitglieder. Das übergreifende Interesse gilt der Schaffung eines Ortes, der in der Lage ist, sozial und kulturell auf die Brüche der gesellschaftlichen Entwicklung im Kleinen, in der Region zu reagieren, was auch bedeutet, sie sichtbar zu machen. Der Unterschied zwischen den Menschen vor Ort und denen außerhalb war immer fruchtbar – er fordert nur die Mühe des Gesprächs. Um den Verein

herum hat sich im Laufe der Jahre ein Kreis der Verbundenheit entwickelt. Man fühlt sich dem Verein verbunden, ohne Mitglied werden zu wollen, aus welchen Gründen auch immer. Vielfach resultiert daraus eine ungemein nützliche praktische Hilfe.

Einen weiteren Kreis bilden diejenigen, die Rothen und den Verein als Feriengäste zufällig entdeckten. Von ihnen kommen Anregungen und gelegentlich Spenden. Die Motive sind vielfältig: Rothen und der Verein als Ort außerhalb der eigenen, in ihren Zwängen bekannten Welt; die Möglichkeit, dem Unbehagen an der Gesellschaft, wie sie nun mal ist, einen Ort entgegenzusetzen, der zumindest Handlungsmöglichkeiten bietet; ein Projekt, das man nützlich findet und es deshalb unterstützt finden sich diejenigen, die den Verein für einen ernst zu nehmenden Akteur in der Region halten, mit dem zusammenzuarbeiten vernünftig ist. Vermutlich ist es der Kommunikationsfluss zwischen diesen Bereichen und der sozialen und kulturellen Wirklichkeit, auf dem das Schiffchen des Vereins treibt.

Allen, deren Interesse ich geweckt habe, empfehle ich einen Besuch im landschaftlich schön gelegenen Rothen.

Richard Scherer, Studium der Theologie und der Soziologie, ist Gründungsmitglied und Vorstand des Vereins Rothener Hof e.V. und Wirt der Vereinsgaststätte „Zur Rothen Kelle“. E-Mail: ricard.sch@gmx.de